



G. ARENTZEN

# RECONQUISTA

EIN JAQUELINE BERGER ROMAN

## I

Professor Lacoste saß in seinem großen Zelt, vor sich eine Tasse mit Tee sowie ein Sandwich, und schaute durch eine große Lupe auf einen goldenen Ohrring. Gedämpft drangen die Geräusche des peruanischen Regenwaldes zu ihm hinein. Der Lärm, den die Wissenschaftler, Studenten und Ausgräber verursachten, übertönte das Gebrüll der Affen und Raubkatzen, die krächzenden Schreie der Vögel und das Summen zahlloser Insekten.

Lacoste schätzte, dass er gut und gerne zwanzig von seinen nun sechzig Lebensjahren in einem Zelt irgendwo in der Wildnis verbracht hatte. Zu Hause, in seinem behaglichen Haus in Südfrankreich, fühlte er sich unwohl. Die Ordnung, die Sauberkeit und das weiche Bett dort vermittelten ihm außerdem zunehmend das Gefühl, bald nicht mehr Teil eines Grabungsteams zu sein, zum alten Eisen zu gehören.

Ein durchaus berechtigter Gedanke. Er genoss die Spannung vor Ort und das Leben in der Natur, aber er war nicht mehr der junge Filou, der einst mit Pinsel und Schaufelchen zu graben begonnen hatte. Sein Herz und auch seine Lunge bereiteten ihm Probleme. Gewöhnte er sich keine ruhigere Lebensweise an, blieben ihm nur noch wenige Jahre. Andernfalls, so hatte ihm sein Arzt versichert, könne er noch zwanzig oder sogar dreißig Jahre leben.

Professor Lacoste wusste nur nicht, ob er dies auch wollte. Sein Leben gehörte seiner Arbeit, und die erledigte man seiner Meinung nach nicht von zu Hause aus.

In Gedanken versunken griff der Wissenschaftler nach seinem Tee. Dieser Ohrring faszinierte ihn. Er fragte sich, wie er hierher gelangt war. Der feine Goldüberzug sowie der verarbeitete Stein ließen keinen Zweifel zu: Dieses Schmuckstück passte nicht zu den Indios, die einst diese kleine Siedlung inmitten des Waldes bewohnt hatten – lange vor den Spaniern, aber nicht mehr lange danach.

Seine Gedanken wurden unterbrochen, als Loredana Ciampi das Zelt betrat, in der Hand ein Klemmbrett.

»Ah, Loredana«, rief Lacoste in akzentfreiem Italienisch, »komm näher und betrachte dir dieses Schmuckstück. Ich möchte wissen, ob du es datieren kannst.« Der Professor kannte die junge Wissenschaftlerin schon lange. Zwischen ihnen hatte sich ein gewisses Vertrauensverhältnis entwickelt, was sich auch darin zeigte, dass er sie duzte. Sie hingegen wäre nie auf den Gedanken gekommen, ihn bei seinem Vornamen zu nennen.

Die junge Archäologin kam dem Wunsch nach und schaute durch die Lupe. »Spätes zwanzigstes Jahrhundert, Modeschmuck. Er kommt aus Italien und wurde von einem Händler nahe dem Dogenpalast verkauft.«

»Eine derart exakte Bestimmung hätte ich mir nicht zugetraut. Wie kommst du darauf, dass der Ohrring in ... Oh, ich verstehe – er gehört dir, nicht wahr?«

»Ja.« Loredana nahm ihn entgegen. »Es spricht für die Gründlichkeit der Ausgräber, dass sie ihn gefunden haben.« Sie steckte das Schmuckstück in die enge Tasche ihrer Jeans.

»Du bist nicht gekommen, um deinen Ohrring zu suchen«, stellte Lacoste nach einem Blick auf das Klemmbrett fest, welches seine Assistentin noch immer in Händen hielt. »Was kann ich für dich tun?«

»Wir haben von der Barnard-Universität die Liste mit den Studentinnen bekommen, die sie uns schicken.«

Das Gesicht des Professors verfinsterte sich. Missmutig griff er nach seinem Sandwich und biss hinein. »Das hat uns gerade noch gefehlt. Eine Schar aufgeschreckter, unerfahrener Studentinnen, die einen Monat lang über die Ruine herfallen. Ich wünschte, wir könnten sie davon abhalten.«

»Ich weiß ...« Die Italienerin fühlte sich unwohl. Sie konnte sich noch sehr gut an die Zeit erinnern, als sie eine aufgeschreckte, unerfahrene Studentin gewesen war. »Aber die Barnard finanziert unsere Studien zum Teil. Wir kommen nicht umhin, in den sauren Apfel zu beißen. Wobei dies noch nicht die sauerste Frucht ist, die uns die Universität zu schlucken gibt.«

»Was denn noch?«, fragte Lacoste. Er stopfte das Sandwich in seinen Mund und kaute übellaunig darauf herum. »Wollen Sie, dass wir ihnen unsere Funde aushändigen?«

»Nein.« Loredana nahm auf einem kleinen faltstuhlförmigen Platz. »Sie schicken eine zusätzliche Gastdozentin hierher. Auf Wunsch eines Förderers, wie es heißt.«

Lacoste winkte ab. »Vermutlich eine Theoretikerin, die noch nie an einer Ausgrabung teilgenommen hat. Das ist nicht weiter schlimm.«

»Sie irren sich.« Die Stimme der Italienerin glich einem Flüstern. »Sie schicken Doktor Jaqueline Berger zu uns.«

»Nein!« Lacoste sprang derart heftig auf, dass sein Stuhl kippte. »Nein, das ... Wissen die denn nicht, wer sie ist? Wissen diese ... bornierten Amerikaner nicht, dass sie damit die vielleicht beste Schatzjägerin der Welt zu uns schicken? Wir können gar nicht so viele Wachmänner einstellen, wie vonnöten wären, um die Berger von unseren Funden fernzuhalten.«

»Der Leiter des Fachbereichs versicherte mir, Doktor Berger zu kennen. Seiner Meinung nach besteht kein Grund, ihr zu misstrauen. Offenbar hat sie sich von der Schatzjägerei losgesagt.«

»Merde!« Lacoste richtete seinen Stuhl wieder auf und nahm Platz. »Ich hatte gehofft, ihr niemals wieder über den Weg zu laufen. Sie ... Ich werde ihr nie verzeihen, dass sie mich damals bestohlen hat. Ich hielt den Dolch von Túpac Amaru bereits in meinen Händen. Und plötzlich ...«

»Ja ...« Loredana legte das Klemmbrett mit der Liste auf den Tisch. »Ich weiß, Professor. Nun, sie wird nur einen Monat hier sein und wir alle passen auf, dass sie nichts stiehlt.«

»So gut kann niemand aufpassen. Sie hat den Dolch vor meinen Augen verschwinden lassen. In dem einen Moment führen wir eine interessante Debatte, im nächsten Moment ist der Dolch verschwunden und im übernächsten Moment sie. Mir ist, als sei sie mit dem Teufel selbst im Bunde.« Lacoste reichte seiner Assistentin einen Schlüssel für die Truhe mit den wertvollsten Funden. »Hier. Nimm den Hubschrauber und fliege nach Lima. Bring die guten Stücke in Sicherheit. Miete ein Schließfach an, dort kommt auch sie nicht dran.«

»Wenn Sie meinen ...« Die Wissenschaftlerin zuckte mit den Schultern. »Ich weiß, wie Sie über Doktor Berger denken. Aber um ehrlich zu sein ... Ich freue mich ein wenig auf ihren Besuch hier. Sie ist zweifelsfrei eine interessante Person.«

Lacoste schüttelte anklagend den Kopf. »Interessant – vielleicht. Aber sie ist eine Schatzjägerin. Eine Diebin. Sie brach sogar in das Ägyptische Museum in Kairo ein, um ein Artefakt zu entwenden. Du musst vorsichtig sein, Loredana. Ich weiß, wie sie vorgeht. Besonders du wirst zu einem leichten Opfer werden, wenn sie es darauf anlegt.«

»Besonders ... oh!« Die Italienerin schwieg, denn sie wusste genau, was Lacoste meinte. »Keine Sorge, ich werde mich von ihr nicht einwickeln lassen. Also, ich mache mich dann mal auf den Weg.«

Lacoste schaute ihr nach. Warum ich? Warum kann die Berger nicht eine andere Ausgrabung heimsuchen? Ich sollte Urlaub nehmen.

Er schüttelte den Kopf, während er nach einem weiteren Schmuckstück griff, das ihm ein Ausgräber gebracht hatte. Anders als zuvor erkannte Lacoste sofort, dass es sich hierbei um ein Artefakt jenes Volkes handelte, das einst an dieser Stelle lebte. Das Amulett zeigte einen goldenen Gott in sitzender Haltung. Die Augen bestanden aus kleinen roten Edelsteinen, was dem Wesen einen stechenden Blick verlieh.

Was bist du für einer?, überlegte der Wissenschaftler. Ein Gott, den ich kenne? Oder bist du lediglich eine lokale Größe? Warst du für die Ernte zuständig oder ...?

Lacoste schaute auf, als einer der Arbeiter das Zelt betrat. Er kannte den Mann nur flüchtig. Er gehörte zu jenen, die für das Grobe zuständig waren. Ungelernte Helfer, die man zu

Dutzenden in Lima oder anderen Städten anheuern konnte. Sie verlangten nicht viel Geld und konnten auch bei dem hier herrschenden Klima gut arbeiten.

»Ja?«, fragte Lacoste mit abweisender Stimme.

Er mochte es nicht, wenn diese Leute ungefragt zu ihm kamen. Hatte ein Arbeiter eine Frage, konnte er sich an die Archäologen wenden, die direkt mit den Grabungen befasst waren. Lohnfragen klärte ein Schreiber, der auch die Katalogisierung und anderen Papierkram übernahm. Streng genommen gab es für einen Arbeiter keinen Grund, das Zelt des Professors zu betreten. Vor allem nicht ungebeten.

»Dieser Anhänger«, erklärte der Mann in schlechtem Spanisch. »Darf ich sehen?«

»Bitte.« Lacoste hielt ihn so, dass der Arbeiter ihn erkennen konnte. »Kennen Sie das Wesen darauf?«

»Guecufu.« Der Arbeiter faltete die Hände und verneigte sich. »Guecufu. Ein Gott unseres Volkes. Er ist wieder da. Guecufu.«

»Danke für die Identifizierung.« Lacoste bemühte sich, sachlich zu bleiben. »Gehen Sie zu Doktor Lopéz und sagen Sie ihm, was es mit dem Gott auf sich hat.«

»Nein, Sie verstehen nicht.« Die Augen des Eingeborenen leuchteten. »Guecufu ist zu uns zurückgekehrt. Das Ende der weißen Besatzung ist nah. Wir werden das Land wieder in Besitz nehmen.«

»Ach herrjemine.« Lacoste bemühte sich, freundlich zu bleiben. »Sie werden nun das Zelt verlassen und mit Doktor Lopéz sprechen. Ich hingegen versuche, das eben Gesagte zu vergessen, Señor ...?«

»Julio. Aber Sie verstehen nicht. Das neue Zeitalter ist angebrochen und ich werde mein Volk zu neuem Stolz und zu neuer Stärke führen.« Er fixierte mit seinen Augen das Amulett, welches Lacoste noch immer hielt. »Guecufu, ich erflehe deine Hilfe.«

»Ja, und ich erflehe, dass Sie verschwinden. Und zwar ...« Der Professor hielt inne. Seltsame Vibrationen gingen von dem Amulett aus.

Fassungslos starrte der Wissenschaftler das Artefakt an. Er hatte den Eindruck, die roten Augen würden aus sich heraus leuchten.

Aber dies war unmöglich.

»Was ...?«, brachte er noch hervor, ehe das Amulett in seiner Hand einen einzelnen starken Energiestoß aussandte. Lacoste glaubte, seine Hand würde in Flammen stehen. Jeder Muskel in seinem Körper verkrampfte sich. Von einer Sekunde auf die andere stoppte jegliches Leben in dem Mann. Sein Herz stand still, sein Hirn arbeitete nicht mehr. Er kam nicht einmal mehr dazu, einen Schrei auszustoßen oder sich seines Schicksals bewusst zu werden.

Kraftlos sackte sein Arm nach unten. Sein Körper erschlaffte, sein Kopf sackte auf die Brust. Das Amulett fiel zu Boden.

Julio beeilte sich, es aufzuheben. Anschließend verließ er das Zelt wieder und eilte davon. Er wusste, dass er nicht im Lager bleiben durfte. Jemand würde den Tod des Professors bemerken. Zudem taten Wachleute Dienst, die hin und wieder die Taschen der Arbeiter kontrollierten.

Der Indio schlug sich in den Regenwald. Dort kannte er sich aus. Anders als die Weißen, die in das Land kamen, um die Gräber seiner Ahnen zu plündern, fühlte er sich zwischen den hohen Bäumen wohl.

Er musste zurück in die Stadt. Es gab andere, die dachten wie er. Jene, die sich der schon zu lange andauernden Herrschaft der Weißen entledigen wollten. Ehemalige Kämpfer der Túpac Amaru. Sie musste er finden, denn das neue Zeitalter war angebrochen.

## Kapitel 5

### I

»Ich weiß, wer heute Nacht nicht in seinem Bett geschlafen hat«, flüsterte Sharon, während sie neben Erin stand und darauf wartete, in einen alten, klapprigen Bus steigen zu können. »Ich weiß, wer heute Nacht gar nicht im Hotel war und heute Morgen völlig übernächtigt seine Sachen aus dem Zimmer holte.«

»Und warum erzählst du mir das?«, fragte Erin verärgert. »Denkst du, Jaqueline hat sich irgendwo in Lima herumgetrieben und sich hinter meinem Rücken mit einer anderen Frau getroffen?«

»Woher soll ich das wissen?«, gab Sharon unschuldig zurück. »Ich weiß nur, dass sie nicht in ihrem Bett geschlafen hat. Also, würde sich mein Freund die ganze Nacht herumtreiben, gäbe mir das zu denken. Aber vielleicht ist das ja bei dir anders?«

»Sie traf sich mit Freunden hier in Lima und versackte. Was ist daran schlimm? Ich bin ihre Freundin, nicht ihre Aufpasserin.«

»Wie du meinst. Dann wird es dir egal sein, dass sie ziemlich gut roch, als sie in das Zimmer kam. Ihre Haare waren sogar noch feucht. Wenn man versackt, dann riecht man auch so. Doch Professor Berger hatte offenbar Gelegenheit, wo auch immer zu duschen. Nun ja, vielleicht seht ihr Lesben das ja nicht so eng. Ich würde meinen Freund jedenfalls zur Rede stellen.«

Noch ehe Erin etwas erwidern konnte, griff Sharon nach ihrer Tasche und schob sich zwischen ihren Kommilitoninnen hindurch zur Tür des Busses, die just in diesem Moment mit einem lauten Knirschen nach außen wippte.

»Ihr Lesben.« Was denkt sich diese Schnepfe denn? Vor Jaqueline war ich immerhin mit einem Jungen zusammen. Ich bin ... egal. Sie schaute sich um und sah Jaqueline neben Professor Vanderbilt stehen. Beide unterhielten sich leise. Jack sieht wirklich übernächtigt aus. Ach was ... Erin ärgerte sich darüber, dass sie sich hatte verunsichern lassen.

»Geh schon«, drängelte eine Kommilitonin hinter ihr. Sie drehte den Kopf und sah Katie Miles nervös mit einer kleinen, blauen Tasche spielen.

»Schon gut«, gab Erin leise zurück. »Warum diese Hektik? Im Bus ist Platz für uns alle.« Sie schüttelte den Kopf und trat auf die offene Tür zu. Aus dem Inneren drang stickige Luft nach außen. Die Sitze waren alt und abgewetzt, der Boden staubig. Rost hatte die Haltegriffe an der Decke angegriffen.

Der einheimische Fahrer grinste Erin an, als diese die drei Stufen ins Innere des Busses hinaufstieg, sich kurz orientierte und schließlich zum Ende durchging, um sich dort auf die Rückbank zu setzen.

Hinter ihr betrat Katie den Bus. Sie schaute sich ebenfalls um, ehe sie zu Erin ging und sich auf den Platz neben sie fallen ließ. »Sorry wegen eben«, murmelte sie. »Ich bin nervös, das ist alles. So viel Neues. Dann dieses Land, die Menschen hier ... Hast du gesehen, wie uns dieser Kellner beim Frühstück anstarrte?«

»Der hoffte wohl auf ein gutes Trinkgeld«, lachte Erin. Sie sah, dass Jaqueline einstieg, ihr kurz zuwinkte, dann aber unmittelbar hinter dem Fahrer Platz nahm. Sie beugte sich vor und wechselte ein paar Worte mit dem Mann.

»Deine Freundin ist cool«, sagte Katie so leise, dass es nur ihre Sitznachbarin hören konnte. »Hast du gesehen, was sie heute trägt?«

»Ja«, gab Erin leise zurück. »Sie sagte, das sei ihr Adventure-Outfit. Die Stiefel, der Hut – so sei sie auch früher unterwegs gewesen.«

Katie nickte kaum merklich. »Professor Vanderbilt hingegen sieht aus, als würden wir einen Ausflug in ein Museum machen. Glaubst du, sie hat jemals an einer Ausgrabung teilgenommen?«

»Kaum vorstellbar.« Die beiden Studentinnen lachten. »Zumindest läuft die Vanderbilt nicht mit einer Pistole im Halfter herum. Oder mit solch einem langen Messer. Ich mag keine Waffen. Seit Dezember noch viel weniger.«

»Ich habe den Bericht auf Premium-Cable gesehen«, nuschelte Katie. »Jenen aus Wilbanks. Ich wusste nicht, was ich davon halten soll. Untote, die eine Stadt überfallen – das klingt verdammt nach Dawn of the Dead. Doch auch im Internet und in den Zeitungen aus Maine wurde darüber berichtet. Es muss grauenvoll gewesen sein.«

»Ich habe es nur am Rande mitbekommen, denn ich verkroch mich feige in einem Haus. Jaqueline hingegen unterstützte die Polizei. Seitdem ist sie verändert. Sie hat Dinge erlebt, die sie nun verarbeiten muss. Manchmal ist sie ein bisschen sonderbar. Vor allem morgens, wenn sie ...« Die Studentin winkte ab.

Katie schaute zu Jaqueline, die noch immer mit dem Fahrer sprach. »Ich wusste schon, dass du und sie ...« Für einen Moment schwieg die junge Frau, ehe sie fortfuhr: »Es wurde zwar nicht so deutlich gesagt wie im Flugzeug. Aber ihr wart beide im Bild und diese Simmons deutete an, warum ihr nach Maine kamt.« Sie lächelte Erin an. »Mir macht das nichts aus. Ganz ehrlich, es ist mir völlig egal. Ich finde das mutig von dir.«

Die Tür des Busses wurde mit einem lauten Knall geschlossen. Der Motor heulte auf, dann rollte das Fahrzeug an.

»Jetzt geht es los«, rief eine der Studentinnen aufgekratzt. Sie applaudierte, andere fielen ein. Rasch wurde die Stimmung überschwänglich.

»Darf ich dich etwas fragen?«, fragte Katie leise, während der Bus durch Lima rumpelte. Aus dem Gebläse an der Decke drang kalte Luft. Sie vertrieb den Mief der Sitze.

»Klar. «

Die Studentin seufzte. »Warum mögt ihr mich nicht?«

Erin drehte überrascht den Kopf. »Wir ... Ich kann nicht für die anderen sprechen, aber ich habe nichts gegen dich. Wirklich ... warum auch?«

»Keine Ahnung. Aber wir haben noch keine zehn Sätze gewechselt. Die meisten meiden mich, zu Partys werde ich nicht eingeladen und wenn ich etwas frage, bekomme ich oft seltsame Antworten.« Sie schaute an sich herab. »Ich rieche doch nicht schlecht, sehe normal aus, verhalte mich nicht komisch ... und trotzdem habe ich keinen Kontakt zu euch.«

»Das ist ....« Erin wusste nicht, was sie sagen sollte. Obwohl es stimmte – sie und Katie hatten kaum miteinander gesprochen. Dieses Treffen im Bus war sozusagen eine Premiere. »Ich hatte kaum Zeit für etwas anderes als das Studium. Ich musste bis Dezember arbeiten, um überhaupt über die Runden zu kommen. Die meisten Einladungen habe ich abgesagt. Außerdem nahm ich an, du möchtest keinen Kontakt.«

Katie zog die Beine an den Körper und schlang ihre Arme um die Knie. »Das stimmt nicht. Ich habe mich eine ganze Zeit bemüht, doch dann aufgegeben. Dabei bin ich nicht anders als die anderen.«

»Das tut mir leid«. Erin schaute betroffen zu Boden. »Wenn es dir hilft – ich habe nichts gegen dich. Wirklich nicht.«

»Danke.« Katie lächelte schwach. »Wer weiß, vielleicht ist das der Beginn einer wunderbaren Freundschaft.« Sie klang kläglich.

»Solange du mir nicht das größte Fundstück vor der Nase wegschnappst«, scherzte Erin, »könnte das sein.«

## II

Lima lag seit mehr als einer Stunde hinter ihnen. Regenwald umgab sie, wohin die Studentinnen auch schauten. Die Straße, über die der Bus fuhr, war schlecht. Schlaglöcher, aus dem Boden ragende Wurzeln sowie kleine, auf die Fahrbahn gefallene Äste machten die Fahrt ungemütlich. Immer wieder wurden die Frauen durchgeschüttelt.

Inzwischen waren die Temperaturen gestiegen, doch das Gebläse des Busses sorgte für eine gleichbleibend kühle Temperatur. Jaqueline ahnte, dass dies später zu Problemen führen würde. Stieg man aus, lief man gegen eine Mauer. Zumindest im übertragenen Sinn. Sie hatte den Fahrer gebeten, die Klimaanlage zu reduzieren, doch dies ging nicht. Entweder wurde kalte Luft in den Bus geblasen oder eben nicht. Und dieses »Oder eben nicht« stand für ihn nicht zur Debatte: »Sie glauben doch nicht, dass ich bei der Hitze hinter dem Steuer sitze? Ich schwitze, dann läuft mir die Brühe in die Augen, ich sehe nichts mehr, baue einen Unfall und wer ist schuld? Ich! Professor, ich habe sieben Kinder und eine Frau zu ernähren. Das Gebläse bleibt an!«

Noch auf der Fahrt aus Lima heraus hatte sich Jaqueline in ihren Platz gekuschelt und die Augen geschlossen. Sie wusste, dass sie einen Fehler begangen hatte. Erin vertraute ihr, und genau dieses Vertrauen hatte sie missbraucht.

Und warum?

Für eine Nacht mit Julia. Obwohl sie Angst hatte, ihre Freundin zu verlieren, und obwohl sie wusste, dass es unmoralisch war. Doch Julia war Julia, und die kleine Italienerin kannte Jaqueline gut genug, um sie zu verführen.

Zumindest hatte die Offizierin ihr Versprechen gehalten. So gut wie keine Spuren waren zurückgeblieben. Und dies, obwohl sie sich leidenschaftlich geliebt hatten. Lediglich zwei kleine Kratzer zeugten von dieser Nacht; einer auf dem Rücken, einer zwischen ihren Brüsten.

Julia sah bedeutend schlimmer aus, doch sie hatte es so gewollt. Wer ein Leben wie sie führte, brauchte die Extreme.

Früher war Jaqueline nicht anders gewesen. Wer am Abgrund lebt, liebt auch am Abgrund. Da gab es ihrer Meinung nach einen Zusammenhang.

Das Rütteln und Schütteln konnte Jaqueline nicht aus ihrem Schlaf reißen. Sie träumte von Julia und – bizarrerweise – auch von Erin. Es war kein unangenehmer Traum. Entsprechend unglücklich war sie, als Bremsen kreischten und der Bus stotternd zum Stillstand kam.

Um sie herum entstand Aufregung, doch dies registrierte die Archäologin nur am Rande. Verärgert blinzelte sie in die trübe grüne Helligkeit des Regenwaldes. »Sind wir schon da?«

»Nein«, zischte Professor Vanderbilt, die nun neben Jaquelines Platz stand. »Schauen Sie doch nur.«

»Was denn?« Die Ex-Schatzjägerin drehte den Kopf etwas und blickte durch die Frontscheibe hinaus auf die Straße. »Oh!«

»Rebellen«, wisperte der Fahrer. Er schaute Jaqueline ängstlich an. »Rebellen«, wiederholte er. »Das sind Rebellen.«

Zehn Männer blockierten die Straße. Sie trugen Tarnkleidung, wie sie bei militärischen Einheiten üblich war. In ihren Händen hielten sie Maschinengewehre, ihre Wangen hatten sie sich schwarz bemalt.

»Was machen wir?«, fragte Professor Vanderbilt ängstlich. Sie griff in ihre Tasche, um das Mobiltelefon zur Hand zu nehmen. »Den Notruf wählen?«

»Das nützt hier gar nichts.« Jaqueline stand auf. »Jemand muss mit ihnen sprechen. Mit ein bisschen Glück sind sie nur auf Geld aus.«

»Und wenn wir Pech haben?« Die Wissenschaftlerin der Barnard klang panisch.

»Dann brauchen sie Geiseln oder Frauen für ihre Leute. Aber das finden wir nur raus, wenn wir hinausgehen.«

»Gut.« Professor Vanderbilt straffte ihre Schultern. »Ich bin die offizielle Vertreterin der Barnard-Universität. Also werde ich auch mit ihnen sprechen.« Sie kniff die Lippen zusammen.

»Ganz schlechte Idee«, widersprach Jaqueline. »Es sei denn, Sie haben schon einmal mit Rebellen verhandelt. Falls nicht, dann gehe ich.«

»Aber ich vertrete ...«

»Das interessiert hier draußen niemanden, geschweige denn die Männer auf der Straße«, schnitt ihr Jaqueline das Wort ab. »Achten sie darauf, dass die Mädchen ruhig bleiben.«

»Und wenn Sie erschossen werden? Oder verschleppt?«

»Sorgen Sie dafür, dass niemand auf die Idee kommt, für mich Lösegeld zu bezahlen. Keine Zugeständnisse, um meine Freilassung durchzusetzen, kein Cent wird gezahlt. Mein Vermögen geht zu gleichen Teilen an Erin und meine Eltern, ein entsprechendes Testament befindet sich bei dem Anwalt des VR-Centers.« Sie wandte sich an den Fahrer. »Öffnen Sie die Tür.«

»Hört zu«, rief Professor Vanderbilt. »Professor Berger wird mit den Männern dort draußen sprechen. Jede bleibt auf ihrem Platz, was auch dort draußen geschieht.«

»Jack!«, rief Erin ängstlich. Sie sprang auf und eilte zur Frontscheibe, ungeachtet der Anweisungen der Professorin. Sofort folgten ihr die anderen.

Jaqueline schaute zu ihrer Freundin und zwinkerte ihr zu. Anschließend verließ sie den Bus. Wohl war ihr nicht, denn Rebellen konnten unberechenbar sein.

Heiße, feuchte Luft trieb ihr in Sekunden den Schweiß auf die Stirn, während sie auf die Straße sprang und zu den Männern ging. Sie sah, dass einer von ihnen Offiziersstreifen auf

seiner Uniform trug; unter seiner Nase wuchs ein buschiger Schnauzbart. Auf ihn ging sie zu, auch wenn sein Gewehr in ihre Richtung wies.

Der Anführer der Rebellen ließ sie kommen. Jaqueline blieb erst stehen, als die Mündung seiner Waffe gegen ihren Gürtel drückte.

»Guten Morgen«, grüßte sie auf Spanisch.

Heiterkeit brach unter den Männern aus. Manche erwiderten den Gruß, andere lachten lediglich. Einer schlug seinem Anführer auf die Schultern.

»Guten Morgen«, bestätigte der Offizier. Er schaute an Jaqueline vorbei zum Bus. »Ich will mit dem Verantwortlichen sprechen.«

»Was denken Sie, warum ich hier stehe?«, fragte die Archäologin. »Mein Name ist Professor Jaqueline Berger. Ich bin Archäologin und begleite diese Gruppe Studentinnen zu einer Grabung im Regenwald.«

»Ramon.« Der Anführer schlug sich gegen die Brust. Wieder schaute er zu dem Bus. »Wie viele Studentinnen?«

»Vierzehn, und eine weitere Dozentin. Der Fahrer ist Einheimischer.« Sie spielte mit offenen Karten. Rebellen waren in der Regel nicht dumm, vor allem dann nicht, wenn sie es zum Anführer gebracht hatten und sich seit Jahren allen Versuchen der Regierung widersetzen, sie zu fassen.

»Gut, gut.« Ramon grinste. »Sechzehn hübsche Frauen. Da werden sich meine Männer aber freuen.« Er strich sich um das Kinn.

»Ihr wusstet nicht, dass ein Bus voll junger Frauen die Straße entlangkommt. Also seid ihr wegen was anderem hier. Sprechen wir besser darüber.«

»Waffen«, gab Ramon zu. »Wir brauchen neue Waffen und Munition. Darum sind wir hier. Aber Frauen sind ...«

»Ich habe eine GLOCK und drei geladene Magazine. Könnt ihr haben, wenn es euch hilft. Außer mir ist keiner bewaffnet.«

»Weißt du, was ich komisch finde, Archäologin? Du benimmst dich nicht wie eine Wissenschaftlerin aus der Stadt.« Ramon nahm sein Gewehr zur Seite und tat, als würde er an Jaqueline schnuppern. »Du benimmst dich wie eine Agentin. Wie jemand, der sich auskennt. Wie kommt das?«

»Ich war schon häufiger in einer solchen Situation, auch wenn ich keine Agentin bin. Nur jemand, der seine Schützlinge an sein Ziel bringen will. Also, meine Waffe wird dich nicht zufriedenstellen. Du willst Geld, wie ich annehme. Damit ihr bei einem Waffenhändler eures Vertrauens einkaufen könnt.«

»Dein Verhalten gefällt mir nicht. Wie sagtest du, ist dein Name?«

»Jaqueline Berger.«

Ramon ließ sich ein altes Satellitentelefon reichen und wählte eine Nummer. Während er sprach, trat er ein paar Schritte zur Seite. Jaqueline nutzte die Gelegenheit, um zum Bus zu schauen. Sie sah, dass sich die Studentinnen an der Frontscheibe zusammengeballt hatten und die Szene beobachteten. Auch Erin klebte mit der Nase am Glas. Ihr Blick war der eines panischen Rehs.

»Schatzjägerin«, rief Ramon und trat wieder an Jaqueline heran. »Das ist es, was man mir über dich gesagt hat. Du bist eine Schatzjägerin.«

»Ich war eine Schatzjägerin.«

»Das erklärt viel. Mein Kontaktmann sagte, du wärst gut. Bist du gekommen, um das Land meiner Vorväter auszuplündern?«

Jaqueline lachte trocken. »Das hier ist Peru, nicht Spanien. Also kann ich nicht das Land deiner Vorväter ausplündern. Und komm mir bloß nicht damit, dass ihr für die Indios eintretet. Ihr seid keine Túpac Amaru. Ihr seid Sendero Rojo, also das, was von dem einstigen Leuchtenden Pfad blieb. Keiner von euch ist ein Eingeborener.«

Ramon nickte bedächtig, während er um Jaqueline herumging. »Du bist schlau. Und vorlaut. Penetrant. Vielleicht sollte ich dich Demut lehren?«

»Vielleicht solltest du mir sagen, wie hoch die Summe sein soll. Du bekommst einen Scheck, wir fahren weiter. Gut für euch, gut für uns, gut für alle. Entführt ihr uns, habt ihr nicht nur die Regierung auf den Fersen, sondern auch den Spinner im Weißen Haus.«

»Eintausend.«

»Bitte?« So billig komme ich hier weg?

»Eintausend pro Person. Macht also 16.000 Dollar. Und einen Scheck will ich nicht.«

»Klar, ich trage immer 16.000 Dollar mit mir herum.« Jaqueline drehte sich um, damit sie den Mann wieder vor sich hatte. »Du bekommst einen Scheck, benutzt dein Telefon und überprüfst, ob er gedeckt ist. So einfach ist das.« Sie griff vorsichtig in ihre Tasche und holte das Scheckbuch hervor.

Ramon wartete, bis sie den kleinen Zettel ausgefüllt und ihr Scheckbuch wieder eingesteckt hatte. Erst dann lachte er rau. »Ich sagte – kein Scheck.«

»Nimm ihn und ruf an. Mach es nicht unnötig kompliziert. Du bekommst, was du wolltest. Vermutlich hast du mit sehr viel weniger gerechnet.«

»Nein.« Roman beugte sich vor. »Ich will ...«

Schneller, als er oder einer seiner Männer hätte reagieren können, zog Jaqueline ihre Pistole und hielt sie dem Mann in den Schritt. Im Bus, dies konnte sie sehen, rissen die Studentinnen entsetzt die Augen auf, als sie die Situation eskalieren sahen. Erin wandte sich ab, Tränen in den Augen.

Hinter Jaqueline klickten Waffen. Sie wusste, dass nun mehrere Gewehre auf sie gerichtet waren.

»Was soll das?«, fragte der Rebell zischend. »Bist du lebensmüde?«

»Ich habe die Schnauze voll von deinen Spielen. Vielleicht ist heute ein guter Tag zum Sterben. Vielleicht auch nicht. Du kannst wählen – Blutvergießen oder 16.000 Dollar. Keine schwere Wahl, oder?«

»Ich fürchte den Tod nicht«, zischte Ramon. »Nimm die Waffe runter.«

»Nein. Deine Leute drücken ab und du hast keinen Schwanz mehr. Vermutlich werden mich die Kugeln durchschlagen und dich treffen. Dann macht es dir nichts aus, kastriert [,,]

## Kapitel 6

### I

Merle spürte eine seltsame Ruhe in sich, während sie hinauf in den blauen Himmel schaute. Die Abendsonne schimmerte zwischen den saftigen grünen Blättern der umstehenden Bäume hindurch – so als wolle sie der jungen Frau einen letzten Gruß mit auf den Weg geben.

Zum ersten Mal in ihrem Leben fürchtete sich Merle nicht vor dem kommenden Tag, vor der sie umgebenden Armut oder vor dem Spott der Weißen. Ein Gefühl, wie sie es noch nie empfunden hatte.

Schon als Kind hatte Merle begreifen müssen, dass dies nicht ihr Land war, obwohl nicht nur sie in Peru geboren war, sondern schon ihre Vorfahren. Lange bevor die Weißen einen Fuß auf südamerikanischen Grund gesetzt hatten, hatte ihre Familie nicht weit entfernt gelebt. Sie waren Jäger und Sammler gewesen, die sich von dem ernährten, was ihnen der Wald bot. Anders als andere Indios, die wie Bauern ihre Felder bewirtschafteten, war Merles Stamm wild und ursprünglich gewesen.

Doch all das hatte sich mit der Ankunft der Spanier geändert. Rasch waren sie aufgerieben worden bei dem Versuch, den Eindringlingen Widerstand zu leisten. Wie die anderen Völker auch hatte man ihre Kultur zerstört, ihren Glauben als Ketzerei abgetan und verboten. Die Christen hatten ihnen die Nächstenliebe eines Gottes angedeihen lassen, der an Grausamkeit kaum von den Göttern der Inkas abwich. Denn auch wenn die Christenpriester Friede und Liebe predigten, so schnitt man doch den Indios die Hände ab oder erdrosselte sie, sollten sie nicht in kürzester Zeit Gold und andere Reichtümer herbeischaffen.

Merle kannte dieses dunkle Kapitel der Geschichte. Ihre Urgroßmutter hatte ihr davon erzählt, später ihre Großmutter und schließlich auch ihre Mutter. Die Eroberung, die Conquista Südamerikas war ein blutiges Kapitel in der Geschichte der Menschheit, in dem eine ganze Kultur durch die Überheblichkeit und Gier herrschsüchtiger Europäer zerstört worden war.

Und dieses Kapitel war noch immer nicht abgeschlossen, wie die junge Frau wusste. Peru war ein Land mit einem mehrheitlich indigenen Bevölkerungsanteil. Und doch herrschten nicht die Indios, sondern die Weißen. Die Eingeborenen hingegen lebten unter oder knapp an der Armutsgrenze, wurden ausgebeutet und um ihre Rechte betrogen.

Manche Präsidenten hatten Besserung versprochen, doch kaum einer glaubte noch daran. Auch wenn die teils grausamen Gesetze, einst unter Fujimori erlassen, nicht länger Bestand hatten, litten die Indios immer noch unter mangelnder Bildung, unter Vorurteilen und

Diskriminierung. Es war noch nicht lange her, dass zwei Parlamentarier kritisiert worden waren, weil sie ihren Amtseid lediglich in ihrer indigenen Quechua abgelegt hatten.

Merle blinzelte, während ein Lufthauch über ihren nackten Körper strich. Sie dachte an ihren älteren Bruder, der ein Opfer des Leuchtenden Pfades geworden war. Wie so viele Quechua auch, hatte er sich nicht den Sendero anschließen wollen.

Dies war ihm zum Verhängnis geworden.

Für die Rebellen gab es nur zwei Möglichkeiten – man war für sie, dann kämpfte man auf ihrer Seite. Oder man war gegen sie, dann musste man sterben.

Doch die Indios waren nicht nur von Rebellen angegriffen worden, sondern auch von Regierungstruppen. Eine paradoxe Situation, denn beide Gruppen hatten ihre Konflikte auf den Rücken der Quechua ausgetragen. Einzig die Túpac Amaru nicht, die zweite große Rebellengruppe in Peru. Sie hatte sich aus den Reihen der Indios rekrutiert und die Zivilbevölkerung geschont. Etwas, das bei der Aufarbeitung dieser Zeit deutlich wurde.

Geändert hatte all das nichts. Weder die Angriffe auf die öffentlichen Einrichtungen noch die Forderungen an die Regierung. Die Armut blieb, ebenso die Verzweiflung. Als Quechua geboren zu werden, bedeutete in Peru, ein Leben ohne Chancen zu leben.

Schritte erklangen neben der jungen Frau. Merle drehte den Kopf und sah Julio neben sie treten.

Sie blinzelte kurz.

Nichts erinnerte mehr an den Arbeiter, der Julio einst gewesen war. Seit er das Amulett des Guefucu in Händen hielt, war er ein anderer. Jetzt trug er einen roten, mit goldenen Fäden durchwirkten Umhang. Auf seinem Kopf ruhte ein Schmuck aus Federn und Pflanzen, um seinen Hals hing das Ebenbild des Gottes, befestigt an einem einfachen Lederband.

Nahezu liebevoll schaute der Mann auf Merle hinab, während sich hinter ihm zehn Männer versammelten.

Wieder strich ein Lufthauch über den Körper der Frau. Es machte ihr nichts aus, völlig entblößt auf einem großen Stein zu liegen. Auch wenn die Augen der Anwesenden auf ihr ruhten, hatte die Situation nicht Sexuelles.

»Bist du bereit, meine Tochter?«, fragte Julio nahezu zärtlich. Dabei strich er Merle über die Stirn. Stolz sprach aus seinem Blick.

»Ja, Vater«, erwiderte die 19-Jährige leise. Sie schloss die Augen und atmete noch einmal die frische, würzig riechende Luft ein. »Ich bin bereit.«

»Was uns einst genommen wurde, kehrte zurück in unsere Hände«, rief Julio laut. »Diese alte Stätte der Inka diente einst dazu, die Götter zu rufen. Doch kein Ruf wurde erhört, als die

Weißten in unser Land kamen, uns beraubten und unterwarfen, unsere Kultur zerstörten und uns unterdrückten. Kein Gott erschien, um sich unserer anzunehmen, denn Guecufu war von uns genommen worden.«

Der Indio legte eine Pause ein, während die restlichen Anwesenden einen monotonen, seit Jahrhunderten überlieferten Gesang anstimmten. Es war ein Mantra, in dem ein Name wieder und wieder genannt wurde.

Guecufu.

»Aber jetzt«, rief Julio gegen den Gesang an, »ist der Gott zurückgekehrt. Er kam zu uns, um uns aus der Knechtschaft zu befreien. Er wird uns geben, was uns gehört – dieses Land, seine Schätze, seine Schönheit. Einst mussten die Spanier ihr Land von den Muslimen zurückerobern und nannten dies Reconquista. Nun werden wir unser Land zurückerobern. Heute beginnt unsere Reconquista.«

Der Mann sprach schneller und schneller, so als würde er sich in Rage reden. Auch der Gesang im Hintergrund war lauter und schneller geworden, wobei sich der Text nicht änderte.

»Guecufu! Wir bringen dir heute das höchste Opfer dar. Wir erlehen deine Hilfe, wie es einst Sitte war. Erhöre unser Flehen.« Julio schaute hinab zu Merle, die nun wieder in den dunkler werdenden Himmel schaute. Unter seinem Umhang holte er einen langen Dolch hervor, dessen Klinge schlangenförmig ausgearbeitet worden war.

Die letzten beiden Tage hatte die junge Frau in einem Raum tief in dem alten Inka-Tempel gelebt. Ihr Vater hatte sie mit köstlichen Speisen und Getränken umsorgt, lange Gespräche mit ihr geführt und sie auf genau diesen Moment vorbereitet. Nun war er gekommen. Der Augenblick, der die Welt auf den Kopf zu stellen vermochte. Ein Augenblick, den so manch ein Quechua herbeisehnte, ohne aber an ihn zu glauben.

Sie schaute ihren Vater an. Sie sah die scharfe Klinge des Dolchs, hörte die Rufe der Männer. Sie war bereit.

Julio wusste dies. Er nickte ihr kaum merklich zu, ehe er zustieß. Mühelos durchdrang die Klinge den Leib der jungen Frau und durchstieß das Brustbein.

Merle hatte gewusst, dass es schmerzen würde. Aber sie hatte keine Vorstellung davon gehabt, wie grauenvoll es sein würde. Ein lauter Schrei entfloß ihrem Mund [...]

## Kapitel 10

### I

Katharina Juanes saß im Gemeinschaftsraum des Polizeireviers und lauschte den Worten ihres Vorgesetzten. Von den 75 Beamten waren nur 50 anwesend, der Rest fehlte. Manche waren noch draußen und versuchten, die Bürger zu schützen. Andere jedoch waren tot. Katharina selbst hatte ihren Partner verloren.

Sie fühlte sich leer. Trauer und Angst hatten jede andere Emotion in ihr verdrängt. Sie brauchte nur aus dem Fenster zu schauen, um das Unfassbare zu sehen. Der Nebel hatte das Gebäude erreicht. Schon waren die Gehwege außerhalb nicht mehr zu erkennen.

»Hören Sie mir zu, Juanes?«, fragte ihr Vorgesetzter mit schneidender Stimme und riss die junge Beamtin aus ihren Gedanken.

»Nein«, erwiderte sie ehrlich. »Ich dachte an all die anderen Menschen da draußen, die unsere Hilfe brauchen. Und was tun wir? Sitzen hier drinnen, weil es in dem Nebel zu gefährlich ist. Ich habe meinen Partner verloren, Sir. Im Moment ist es mir völlig egal, wie es im Rest des Landes aussieht. Wir können nicht einmal die wenigen Quadratmeter vor unserem eigenen Revier halten.«

An jedem anderen Tag, das wusste Katharina, hätte sie sich einen Verweis eingehandelt. Doch nun nickte der leitende Beamte. »Sie haben völlig recht. Wir sollten dort draußen sein und die Menschen schützen. Ich denke genau wie Sie, Juanes. Doch es nützt den Menschen nichts, wenn wir uns opfern. Sie haben ihren Partner sterben sehen. Ein Biss dieser Wesen kann bereits tödlich sein. Kann – muss aber nicht, wie wir gelernt haben. Offenbar sind nicht all diese Kreaturen giftig.«

Er wandte sich wieder ab und trat an ein Whiteboard. »Wir wissen, dass der Nebel überall in Peru aufgezogen ist. An manchen Stellen mehr, an anderen Stellen weniger. Der Notstand wurde ausgerufen, das Militär versucht, die Situation in den Griff zu bekommen. Die Versorgung der Menschen wird soweit wie möglich mittels Helikopter sichergestellt. Noch haben wir keine Erklärung für das, was hier geschieht. Auch die Wissenschaftler in den Universitäten sind ratlos.«

Wie zur Bestätigung knatterte ein Hubschrauber über das Polizeigebäude hinweg. Wieder erklangen die Lautsprecherdurchsagen, welche die Bevölkerung aufforderten, in ihren Häusern zu bleiben und sich zu verbarrikadieren.

Die Maschine drehte ab und flog in jene Richtung, aus der Katharina zuvor gekommen war. Dort, wo der Nebel inzwischen die Häuser eingehüllt haben musste.

Sie schaute dem Helikopter nach. Er glitt am Himmel dahin. Doch plötzlich jagte ein blauer Blitz in die Höhe, hüllte den Hubschrauber ein – und ließ ihn in einem Feuerregen detonieren.

»Oh mein Gott«, rief Katharina, sprang auf und eilte zum Fenster. Sie sah die Trümmer zu Boden regnen.

»Das ...«, wisperte der leitende Beamte und sank auf einen Stuhl. Auch er hatte den Blitz gesehen. »Das war ein Angriff. Bisher hatten wir es mit blauem Nebel und seltsamen Kreaturen zu tun, die man mit viel gutem Willen als mutierte Wildtiere ansehen konnte. Doch dies hier war ein gezielter Angriff. Wer immer ihn ausgeführt hat, wusste genau, was er tut.«

Weitere Hubschrauber jagten über die Häuser hinweg. Einer flog derart niedrig auf die Nebelbank zu, dass er mit seinen Kufen die obersten Schwaden berührte.

Der harte Rhythmus der Bordkanonen hallte über das Viertel. Die Geschosse jagten in den Dunst. Ob und was sie trafen, vermochte niemand zu sagen.

Doch nur Sekunden später schossen Blitze auf die Helikopter zu. Wieder glühten die Maschinen kurz in einem nahezu surrealistischen Blau auf, ehe sie [,,]

## Kapitel 13

### I

Wie sieht es da draußen aus?«, fragte Sharon ängstlich. Sie hatte ihren Platz verlassen und war zur Tür gegangen, um hinauszuschauen.

»Fast unverändert«, erklärte Loredana leise. »Die Nacht bricht herein. Dennoch wird es nicht richtig dunkel, denn der Nebel leuchtet nun aus sich heraus. Das hat er vorher nicht getan.«

»Die Kreaturen brauchen wohl etwas Helligkeit«, flüsterte Professor Vanderbilt. »Offenbar verlassen sie sich einzig auf ihre Augen.«

Die beiden Frauen schwiegen, während Sharon durch die schmale Öffnung hinaus in den Regenwald schaute. Sie sah die Nebelwand. Wie ein böses Tier klebte sie am Rand der ehemaligen Siedlung, bereit, sich auf jeden zu stürzen, der durch diese Tür ging.

Hin und wieder huschten Schatten durch das leuchtende Blau. Warum gerade jetzt?, dachte sie. Wir haben uns so sehr auf diese erste Exkursion gefreut. Und nun erleben wir die Hölle. Sie schaute sich um. »Glaubt jemand, dass es Jaqueline und die anderen geschafft haben? Durch diesen Dunst hindurch, bis zu einem Punkt irgendwo im Regenwald? Ich glaube das nicht. Meiner Meinung nach sind sie alle tot.«

Ein unwilliges Gemurmel erklang. Niemand wollte über dieses Thema sprechen.

»Sharon«, rief Professor Vanderbilt, »so etwas solltest du nicht sagen. Es bringt nichts, das Schlimmste anzunehmen.«

»Sie hat aber recht«, rief einer der Archäologen. »Wir alle kennen Geschichten über die Schatzjägerin. Aber das hier ist eine Extremsituation. Ich denke auch nicht, dass sie oder jemand von den anderen Hilfe holen kann. Die kamen vielleicht einen Kilometer weit, dann wurden sie gefressen.«

»Selbst wenn – was soll das jetzt?«, fragte Loredana verärgert. »Bringt es uns weiter, wenn wir hier in Panik ausbrechen?«

»Nein«, gab der Mann zu. »Aber es hilft uns auch nicht, hier auf Rettung zu warten, die wahrscheinlich nie kommt. Wir sollten uns überlegen, wie wir uns selbst helfen.«

»Im Moment können wir nichts anderes tun, als hier zu sitzen und zu warten«, erklärte Professor Vanderbilt mit fester Stimme. Dabei schaute sie sich herausfordernd um. »Noch reichen unsere Vorräte, sodass wir uns zu keiner Kurzschlusshandlung hinreißen lassen müssen. Sollte sich die Situation zuspitzen, können wir noch immer handeln.«

»Und wie?«, wollte der Archäologe wissen. »Es wäre hilfreich, in diesem Moment einen Plan zu haben. Denn wenn wir erst mit der Planung beginnen, wenn unsere Vorräte zur Neige gehen, ist es zu spät.«

Loredana stemmte die Hände in die Hüften. »Ich bin erfreut, deine Vorschläge zu hören. Also, was hast du dir überlegt?«

Der Wissenschaftler schaute sich unbehaglich um. »Nun, ich habe noch keinen Plan. Aber wir sollten ...«

»Schon gut«, winkte Loredana ab. Sie sank zu Boden. »Ich schlage vor, wir ruhen uns alle aus. Es wird dunkel, wir können ohnehin nichts tun. Also schlafen wir. Morgen können wir an einem Notfallplan arbeiten. Noch habe ich die Hoffnung nicht aufgegeben, dass es Jaqueline schafft.« Sie schaute ihren Kollegen an. »Einverstanden?«

Dieser nickte.

»Wenn Jaqueline Berger noch nie mit blauem Nebel und solchen Wesen konfrontiert worden ist, wird sie schlechte Karten haben«, murmelte Sharon. Dennoch kam sie Loredanas Aufforderung nach, ging in eine Ecke und sank dort nieder. Sie rollte sich zusammen und [...]